

## GLÜCKLICHE LEUTE

Wie ein vormals bekannter Autor nicht wiederentdeckt, sondern gepflegt wird.  
Aisthesis publiziert einen kleinen Roman Wilhelm Speyers  
und Texte aus dem Exil

Dass Wilhelm Speyer einmal ein großer Name war, verhilft dem 1952 gestorbenen Autor heute nicht zu neuem Ruhm, warum auch? Weil er gute Texte geschrieben hat? Das wäre immerhin ein Grund, aber dafür müsste man genauer hinschaun. Helga Karrenbrock und Walter Fähnders tun das seit einigen Jahren. Ihnen ist deshalb nicht nur ein Band mit Aufsätzen zu verdanken, die das Gesamtwerk Speyers einer genaueren Musterung unterziehen (Wilhelm Speyer (1887-1952). Zehn Beiträge zu seiner Wiederentdeckung. Bielefeld 2009). Sie haben zudem in enger Zusammenarbeit mit dem Aisthesis Verlag Texte Speyers neu aufgelegt oder, wie im Fall der Texte aus dem Exil, überhaupt erstmalig aus dem Nachlass ediert. Drei Bände sind mittlerweile erschienen: Den Auftakt machte 2008, wie könnte es auch anders sein, Speyers Erfolgsroman *Charlott etwas verrückt*, der zuerst 1927 bei Ullstein erschienen war. Fähnders und Karrenbrock setzten ihre Arbeit mit der Edition von Texten fort, die Speyer fast ausnahmslos in den USA verfasst hatte

(wobei es mittlerweile gelungen ist, einen Text bereits für die Jahre vor 1933 nachzuweisen, siehe den Beitrag von Thomas Küpper und den Textabdruck im letzten JUNI-Heft). Der Verleger, Detlev Kopp, hat nun im letzten Jahr den letzten Roman, den Speyer noch in Deutschland publizieren konnte, wenige Monate vor der Machtübernahme durch die Nazis, neu herausgegeben.

Der Kolportageroman *Charlott etwas verrückt* (1927) und die Jugendbücher *Der Kampf der Tertia* (1927) und *Die goldene Horde* (1931) haben Speyer berühmt gemacht – und sehr erfolgreich. Als prominenter Jude war Speyer jedoch zum Exil gezwungen, 1933 wich er zunächst nach Österreich aus, 1938 ging er nach Frankreich, schließlich 1941 in die USA, immer auf der Flucht vor den Nazis, die seine Texte auf den Index gesetzt hatten. In den USA blieb er bis 1949, um sein Überleben kämpfend wie viele seiner Kolleginnen und Kollegen.

Die anfängliche Unterstützung durch einen Schreibjob bei der Filmwirtschaft blieb ir-

gendwann aus Speyer, der nie den Sprung ins Englische geschafft hatte und immer auf Übersetzungen angewiesen blieb, konnte sich nicht als US-Autor etablieren und kehrte nach dem Krieg wieder nach Deutschland zurück. Dort versuchte er, an seine alten Erfolge anzuschließen, aber sein Exil-Roman, *Das Glück der Andernachs*, 1947 in Zürich erschienen, wollte sich wohl nicht recht in die neue Literaturlandschaft nach dem Krieg fügen. Der Roman einer jüdischen Berliner Familie am Ende des 19. Jahrhunderts zwischen Antisemitismus und Assimilation war zwar aktuell, aber eben kein Stoff, der auch nur annähernd ähnliche Erfolgsaussichten hatte wie Speyers Werk der 1920er und frühen 1930er Jahre. Allerdings scheint es Anfang der 1950er Jahre (erfolglose) Bemühungen gegeben zu haben, den Roman zu verbreiten, unter anderem von der Frankfurter Verlagsanstalt und der Büchergilde Gutenberg.

Wie viele andere Exil-Autoren auch musste Speyer erkennen, dass sich die Exil-Literatur und die Literatur im deutschen Sprachgebiet auseinander entwickelt hatten und die zurückkehrenden Exil-Autoren keineswegs selbstverständlich wieder re-integriert wurden. Die Debatte zwischen Walter von Molo und Thomas Mann über den Status der Exil-Literatur und der Inneren Emigration, die um 1947 losgetreten wurde, zeigt das bereits. Aber auch der Neubeginn der deutschen Literatur durch die Gruppe 47 änderte daran nichts Wesentliches. Alfred Döblin resignierte, Thomas Mann zog sich in die Schweiz zurück, und auch Wilhelm Speyer wechselte nach knapp zwei Jahren, die er in Deutschland verlebt hatte, in die Schweiz, wo er im Jahr darauf mit 65 Jahren verstarb.

Kein Zweifel, Wilhelm Speyer reüssierte in seiner großen Zeit bis 1933, weil er in beiden Genres, im Jugendbuch und im Unterhaltungsroman, Texte schrieb, die in eine deutsche Gesellschaft passten, die in einem ihrer harschesten Umbruchphasen in Richtung moderner Konsumgesellschaft steckte. Mit *Charlott etwas verrückt* schrieb er einen enorm erfolgreichen Roman, in dem Urbani-

sierung, Motorisierung und die Auflösung der tradierten Geschlechterordnung ihre angemessene Darstellung fanden. Der Roman ist zudem ein Stück Traummoderne (einen „mondänen Roman“ nennt das Erhard Schütz) und bietet genug Stoff für die Ladenmädchen, die Siegfried Kracauer despektierlich ins Kino geschickt hatte. Aber er reflektiert zugleich eben auch die neuen Bedingungen, unter denen der Alltag in der Metropole zu bewältigen war.

Die Auftakterzählung des Bandes mit Exil-Texten schließt erkennbar daran an: Die Protagonistin vermag es, sich der vermeintlich unentrinnbaren Attraktivität der Filmbranche zu entziehen, weil sie – anders als Doris in Irmgard Keuns Roman *Das kunstseidene Mädchen* (1932) – eben kein „Glanz“ sein will, sondern statt dessen eine sehr private Fassung des hedonistischen Lebensstils in der Konsumgesellschaft vorzieht.

Im Vergleich dazu sind die anderen Texte, die Helga Karrenbrock und Walter Fähnders aus dem Nachlass ediert haben, konventionell. Ob sich in ihnen der Druck der Filmbranche, brauchbare Stories abzuliefern, zeigt oder ein Nachlassen von Speyers Kreativität angesichts des zunehmenden existentiellen Notstands, lässt sich wohl nur vermuten. Der späte Roman lässt freilich nicht erwarten, dass Speyer irgendetwas von dem verlernt hatte, was ihn anderthalb Jahrzehnte zuvor ausgezeichnet hatte.

Sind diese Texte also wohl eher als Beitrag für die Forschung zur Exilliteratur, zum Gesamtwerk Speyers und zu den Anpassungszwängen der Filmwirtschaft zu sehen, hat die Neuausgabe des 1932 bei Rowohlt erschienenen kleinen Romans *Sommer in Italien* ein anderes Potential. Will sagen, dem Roman sind viele Leser zu wünschen.

Dass er im Unterschied zu Kurt Tucholskys *Schloß Gripsholm* (1931) nahezu unbekannt ist, ist schade – man will zudem nicht einmal von einer Wiederentdeckung sprechen, so wenig ist der Text seinerzeit in der deutschen Literatur angekommen. Dabei hätte er es verdient: Diese kleine, idyllisch anmutende

Erzählung über den Sommer eines mondänen Herrn in Italien, der selbstverständlich in einer Liebesgeschichte mündet, kann nämlich mit Tucholskys Roman ohne weiteres mithalten. Nicht nur, weil diese Liebesgeschichte ungewein langsam angebahnt wird und kompliziert verläuft, sondern auch, weil in den knapp 100 Seiten, die die Neuedition umfasst, auch noch so manch kulturhistorische Schatz versteckt ist.

Politisch grundiert ist *Sommer in Italien* allemal, denn anders als bei anderen Italienreisebüchern und -reiseromanen ist der italienische Faschismus überaus präsent (in Erika und Klaus Manns Riviera-Buch fehlt er sogar ganz). Bevor auf die Reise in den Sommer in Italien geht, müssen der Erzähler und seine Begleiterin sich der Denunziationen italienischer Konkurrenten der Dame erwehren, die in Mailand einen Kunsthandel unterhält. Dafür sprechen sie beim italienischen Konsul vor. Erschreckend, wie viel der nun von den Aufhalten der beiden in Italien weiß. Das System hat seine Augen überall.

Unter dieser Vorgabe steht die spätere Reise sichtlich unter dem Vorbehalt, dass nichts von dem, was hier passiert, unbeobachtet und -notiert bleibt. Wenn sich der Erzähler später gewiss ist, dass die Bewohner der kleinen Stadt, in der er einige Wochen verbringt, ihn sehr genau wahrnehmen, hat dies – unter dieser Prämisse – eine weniger freundliche Note, als dies auf den ersten Blick scheint.

Auch die Umstrukturierung der Geschlechterbeziehungen, auf die Detlev Kopp in seinem Nachwort hinweist, hat so gesehen eine skandalöse Nebenbedeutung, wie ja auch das Leben der mondänen Gesellschaft in diesem Italien immer unter dem Vorbehalt steht, dass dies dem Regime nicht missfällt.

Freilich hat der kleine Roman auch unter anderen Blickwinkeln seine reizvollen Seiten: Der größere Teil der Liebesgeschichte zwischen Aglai und dem Erzähler spielt südwestlich von Florenz, in einem Städtchen, das Toskana-Reisenden zweifelsohne bekannt sein wird: San Gimignano. Bekannt ist der Ort wegen der zahlreichen Geschlechtertürme, die

es noch in der Stadt gibt und die ihr eine aufsehenerregende und auch in Italien einmalige Skyline geben. 13 Türme sollen es nach Auskunft der Stadt selbst noch sein.

Ungefähr 2,5 Millionen Touristen werden heute jedes Jahr durch die kleine Stadt geschleust, die selbst nur etwa 8.000 Einwohner hat. Was das für einen solchen Ort bedeutet, kann man sich wahrscheinlich nicht vorstellen.

Aglai und ihr Verehrer (der sich dessen allerdings nicht wirklich bewusst ist) haben allerdings die Stadt noch für sich allein. Sie sind die einzigen Fremden hier, die länger als auf einen Tagesausflug von Florenz oder Siena in die Stadt fahren, was anscheinend in den 1920er Jahren bereits üblich war. Der Baedeker *Norditalien* hat freilich 1927 San Gimignano noch nicht auf seinem Zettel und empfiehlt andere Ausflugsziele. Bei der Ankunft des Erzählers ist Aglai immerhin derart prominent, dass sie ihrem späteren Geliebten den Blick in die Abendsonne von einem der Türme bieten kann (wer kann das heute von sich sagen?).

Unabhängig davon konstruiert der Roman allerdings ein Italienbild, das als Prätext auch noch die heutige Italienfaszination grundiert. Die Hitze, das süße Nichtstun, der immergleiche Ablauf der Tage, der Anblick der Stadt und der Weinberge konstituieren das Bild eines Landes und einer Kultur als Sehnsuchtsraum, als Gegenbild der eigenen, höchst aktiven und kühlen Kultur.

Das funktioniert bereits für die frühen 1930er Jahre, in der der Massentourismus überhaupt erst begründet wird und längst nicht jene Ausmaße hatte, die ihn heute auszeichnen, in denen Länder wie Italien so viele Touristen jährlich aufnehmen müssen wie sie Einwohner haben (beinahe wenigstens). Begründet wird in diesen Jahrzehnten auch das Denkmuster, das die Faszination Italien ausmacht und das bis heute funktioniert. Ein Joschka Fischer auf Suche nach sich selbst – zieht sich in die Toskana zurück, die legendäre sozialdemokratische Toskana-Fraktion noch einmal zitierend.

Nicht zuletzt daran lässt sich der Erkenntniswert des kleinen Romans erkennen, der genau deshalb, aber auch darüber hinaus eine vergnügliche Lektüre ist. Diesen *Sommer in Italien* wollen viele erleben, in den frühen 1930ern, in denen die persönliche Reise eher noch die Ausnahme ist und die Lektüre dafür stehen muss. Und in der Gegenwart, in der aus dem Sommer in Italien ein zweiwöchiger Sommerurlaub geworden ist, mit dem Anspruch, Kultur, kulinarische Abenteuer und

Lebensart komprimiert und quasi im Tagesausflug kennenlernen zu wollen.

**Wilhelm Speyer: Das faule Mädchen. Filmnovelle und weitere Texte aus dem amerikanischen Exil. Erstdrucke aus dem Nachlass herausgegeben von Helga Karenbrock und Walter Fähnders. Bielefeld: Aisthesis 2014. 197 Seiten. 19,80.**

**Wilhelm Speyer: Sommer in Italien. Eine Liebesgeschichte. Hrsg. und mit einem Nachwort von Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis 2014. 114 Seiten. 14,50 Euro.**

Walter Delabar

Zuerst in JUNI 51-52. Bielefeld 2016, S. 349-352